

Philippe Rouillard

Die Gestalt des Ijob in der Liturgie

Empörung, Resignation oder Schweigen?

Nachdem er so viel erlitten, all sein Hab und Gut, seine Kinder, ja selbst seine Gesundheit verloren und die moralisierenden Reden seiner Freunde erduldet hat – ist Ijob da nicht noch ein weiteres Unglück widerfahren: das Unglück, der Nachwelt unter einer falschen Identität überliefert zu sein, das Unglück, seine Gestalt entstellt zu sehen durch die christliche Tradition, namentlich durch die Liturgie?

Jahrhundertlang – um es genauer zu sagen: vom 9. bis zum 20. Jahrhundert – hat die große Mehrheit der Christen, denen die Lektüre der Bibel unzugänglich oder verboten war, Ijob kaum anders gekannt als auf dem Weg über die Liturgie und hat seine aufbegehrenden oder resignierten Klagen nur über die Lesungen des Totenoffiziums gehört, das häufig anlässlich einer Beerdigung oder eines Jahresgedenkens zelebriert wurde. Was die Welt der Kleriker anbetrifft, die zugleich privilegiert und einflussreich war, so begegnete sie Ijob in einem ganz anderen Zusammenhang, frei von jeglichem dramatischen Charakter: in den Lesungen der Matutin in den beiden ersten Septemberwochen. Was für ein Bild des Ijob, ein getreues oder ein verfälschtes, ein authentisches oder ein zur Erbauung der Gläubigen retuschiertes, wurde damit in der Liturgie vorgestellt? Und wie sieht es heute damit aus?

Unsere Untersuchung klammert die im Westen wenig bekannten östlichen Liturgien aus, die ohnehin, was Ijob angeht, sehr zurückhaltend verfahren. Sie wird sich auf die römische Liturgie konzentrieren, die wir über die lange Periode hin betrachten wollen, die vom Mittelalter bis zum Zweiten Vatikanum reicht. Denn eben diese traditionelle Liturgie hat die Mentalität der Christen geprägt; aber auch in der kurzen Periode vom Zweiten Vatikanum bis heute: die jüngste Reform des Meßbuches und des Breviers

hat den Rahmen, in dem das Buch Ijob gelesen wird, deutlich geändert; wenn diese Änderung auch noch nicht die Zeit gehabt hat, die christliche Mentalität in diesem Punkt zu ändern, so zeigt sie doch deutlich die Absicht, die liturgische Darstellung Ijobs zu ändern; und das müssen wir berücksichtigen. Auf den folgenden Seiten werden wir nacheinander das Bild Ijobs in der Totenliturgie wie in der Liturgie des Kirchenjahres untersuchen und dabei die Situation vor und nach dem Zweiten Vatikanum vergleichen.

1. Die Totenliturgie: eine zerrissene Persönlichkeit

Warum hast Du mich aus dem Mutterschoß gezogen? Warum löschst Du nicht meine Sünde aus? Warum behandelst Du mich wie einen Feind? Vom 7. bis zum 20. Jahrhundert hallten die Klagen und Fragen Ijobs durch die Totenliturgie. Es ist in der Tat bemerkenswert, daß – und zwar ausschließlich in der römischen Liturgie – in der Matutin des Totenoffiziums die neun Lesungen alle aus einem und demselben Buch, dem Buch Ijob, genommen sind¹. Unter allen Persönlichkeiten der Bibel ist Ijob ausgewählt worden als geeignetster Wortführer des Menschen, der sich mit dem Rätsel oder dem Ärgernis des Todes auseinandersetzen muß. So müssen wir versuchen, den Sinn der liturgischen Lesung aus dem Buch Ijob zu begreifen: Dieser Sinn wird uns ebenso durch die Auswahl der Perikopen wie die auf jede von ihnen folgenden Responsorien enthüllt.

Die für die neun Lesungen ausgewählten Stellen sind folgende: Ijob 7,16–21; 10, 1–7; 10, 8–12; 13, 22–28; 14, 1–6; 14, 13–16; 17, 1–3, 11–15; 19, 20–27; 10, 18–23. In all diesen Texten spricht Ijob. Die Totenliturgie hört nicht die Reden der Freunde Ijobs, nicht einmal die Reden Gottes. Ijob allein hat das Wort, und – außer in 19, 20–27 – er wendet sich mit seinen Worten an Gott; an ihn richtet er seine Fragen voll Erstaunen oder mit Heftigkeit: Du, der Du den Menschen auf wunderbare Weise erschaffen, Du, der Du ihm Leben eingehaucht hast, – weshalb verfährt Du mit ihm in solcher Rücksichtslosigkeit, ja mit einer Art Feindseligkeit? Gott scheint sich hier nicht mehr als Gott zu verhalten, sondern wie ein rachsüchtiger Mensch, der keine Barmherzigkeit kennt. Wie kann der Gott, der Freund des Menschen ist, das Ärgernis und die Ungerechtigkeit eines Todes

zulassen, der in das Nichts einzumünden scheint? Warum hat er dem Menschen das vergiftete Geschenk des Lebens gemacht, eines Lebens, das sich als so kurz erweist, so unsicher und so unbedeutend? Die christliche Liturgie hat Ijobs Klagen nicht gemildert, und sie hat die düstersten Verse nicht zensuriert²: «Glaubst Du, der Mensch, der einmal gestorben ist, würde wieder leben?» (14, 14), oder auch: «Ich habe der Verwesung gesagt: ›Du bist mein Vater›, und dem Wurm: ›Du bist meine Mutter und meine Schwester.‹ Und jetzt, wo ist denn meine Hoffnung?» (17, 14–15). Der Horizont erscheint ganz und gar düster.

Doch in der vorletzten Lesung erhebt sich eine unerwartete Morgenröte, und mit einem Nachdruck, den die Liturgie sich eilends zu eigen macht, bekennt Ijob seinen Glauben an die Auferstehung und seine Gewißheit, jenseits der Todesschwelle den lebendigen Gott zu sehen. Es lohnt sich, diese erstaunliche Stelle nach dem Vulgatatext wiederzugeben:

*Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
und daß ich am jüngsten Tag auferstehen
werde von der Erde;
und daß ich erneut bekleidet werde mit meiner
Haut,
und daß ich in meinem Fleisch meinen Gott
schauen werde.
Ihn werde ich selbst schauen,
und meine Augen werden ihn betrachten, und
nicht einen anderen.*

Es ist Sache der Exegeten zu erklären, wie eine so lichtvolle Aussage, deren Text merklich variiert je nach den verschiedenen Übersetzungen, die Dunkelheit des Buches Ijob durchbrechen konnte³. Doch man ist nicht erstaunt, daß die christliche Liturgie zu einer Zeit, zu der man sich noch nicht um wissenschaftliche Exegese gekümmert hat, dieses Bekenntnis von Glaube und Hoffnung eines Menschen aufgenommen hat, der so zutiefst die Unruhe und Angst angesichts des Mysteriums des Todes verspürt hat.

Erstaunlich ist dagegen, daß die Ijob-Lesung im Totenoffizium nicht mit dieser Hoffnung endet. Tatsächlich kehrt nämlich die neunte und letzte Lesung der Matutin, die vom 19. auf das 10. Kapitel zurückgreift, auch vom Licht in die tiefste Finsternis zurück: Es wäre besser gewesen für mich, erklärte Ijob, ich hätte niemals das Licht gesehen, sondern wäre vom Mutterschoß

direkt in den Schoß der Erde hinübergegangen und hätte nicht jenes «Land des Elends und der Finsternis» betreten müssen, «im Schatten des Todes, wo nicht Ordnung herrscht, sondern ewiger Schrecken» (10, 18–22). Das ist überraschenderweise die Schreckensvision, mit der die liturgischen Lesungen aus dem Buch Ijob schließen. Darf man vermuten, daß die Lesung ursprünglich mit der licht- und hoffnungsvollen Vision des Kapitels 19 geschlossen hat und daß in einer späteren Periode, in einer Zeit des Schreckens (12. – 13. Jahrhundert), in der auch das *Dies irae* entstanden ist, als tragisches Postskriptum die zitierte Stelle aus dem 10. Kapitel angefügt worden ist? Doch bedürfte diese Hypothese noch einer Bestätigung.

Wie oben schon bemerkt, bietet die Liturgie den Christen ihren eigenen Interpretationsschlüssel für die Lesungen aus Ijob in den Responsorien, die sie an jede Lesung anhängt. Diese Regel, die für alle Lesungen des Offiziums gilt, findet besonders Anwendung in der Matutin des Totenoffiziums. Die erste Lesung, die schon einigermaßen düster klingt, hat ein Responsorium, das die lichtvollsten Verse des 19. Kapitels aufgreift und sie so modifiziert, daß sie zu einem noch ausdrücklichen Glaubensbekenntnis werden: So wird das «Ich weiß, daß mein Erlöser lebt», zu einem «Ich glaube, daß mein Heiland lebt», und aus «in meinem Fleisch werde ich meinen Gott schauen» wird «in meinem Fleisch werde ich Gott meinen Retter schauen».

Der zweiten Lesung, die Gott sein rachsüchtiges Verhalten vorwirft, folgt als Responsorium ein Gedenken der Erweckung des Lazarus. Ebenso antwortet auf Ijobs Bitterkeit ein Vertrauen, das aus anderen Stellen des Alten Testaments genährt wird oder aus dem Evangelium selbst. Wenn die Lesungen aus Ijob die nur allzu berechtigte Angst des Verstorbenen zum Ausdruck bringen, so bilden die von der versammelten Gemeinde gesprochenen oder gesungenen Responsorien die Gegenrede des Chores, die im höchsten Maße die vertrauensvollsten Worte, die von seinem Gesprächspartner gesprochen sind, auswerten, und in diskreter Weise auf das Evangelium Bezug nehmen. Zweifellos gibt es andere Responsorien, deren Grundton wesentlich düsterer klingt und die sich darauf beschränken, Gottes Barmherzigkeit für jenen furchtbaren Tag des Gerichtes anzuflehen.

Alles in allem genommen: Durch die Totenliturgie ist Ijob weder entstellt noch irgendwie

manipuliert worden. Man hat ihn gehört und respektiert, aber auf seine Klage, die durch die Jahrhunderte hallt, hat die Kirche mit einem erleuchteteren Glauben zu antworten gesucht.

Was ist nun aus Ijob in der neuen aus dem Zweiten Vatikanum hervorgegangenen Liturgie geworden? Auf den ersten Blick meint man, er sei völlig verschwunden. Die drei Bibellesungen des Totenoffiziums sind den Korintherbriefen entnommen und bringen in der denkbar ausdrücklichsten Form den Glauben an die Auferweckung Christi und der Christen zum Ausdruck. Dennoch kommt Ijob in der kurzen Lesung des «Kapitels» zu Wort, wenn auch seine Redezeit sehr beschränkt ist. Durch eine seltsame Umkehr der Dinge kommt er nunmehr in den Responsorien zu Worte, die zwei von diesen Lesungen folgen. Im ersten ist jene berühmte Stelle aus 19, 25–27 aufgegriffen: «Ich glaube, daß mein Retter lebt...», während das zweite Responsorium einen mehr düsteren Charakter behält.

Die neue Liturgie hat also mit einer tausendjährigen Tradition gebrochen. Sie hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß Ijobs Zeit vorbei ist, daß seine Redestücke in der christlichen Totenliturgie keinen Platz mehr haben und daß es besser ist, dem hl. Paulus das Wort zu geben. Zweifellos wollte man eine christlichere und tröstlichere Botschaft zu Gehör bringen. Man wird gedacht haben, Ijobs stark bildhafte und pathetische Redeweise könnte bei der Übertragung vom Lateinischen in die lebenden Sprachen die Gläubigen eher verwirren als aufrichten. Doch wie sollte man nicht bedauern, daß diese große Stimme so voll menschlichen Empfindens und Erlebens hinfort zum Schweigen verurteilt ist und daß die Gestalt des Ijob aus der Liturgie, die den Menschen bei seinem Auszug von einer Welt in die andere begleitet, nahezu verschwunden ist? Gewiß, das Missale sieht vor, daß man bei den Totenmessen Ijob 19, 1.23–27a lesen kann: «Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.» Aber der allzusehr bevormundete Ijob ist nicht mehr der Ijob der Bibel.

II. Das liturgische Jahr: Von der Resignation zum Schweigen

In der römischen Liturgie hat Ijob nicht allein mit dem Tod zu tun. In einem weniger dramatischen Kontext taucht er regelmäßig im Herbst auf und läßt sich für einige Wochen im Brevier oder dem Meßbuch vernehmen.

In den Jahrhunderten, in denen die Zeit für die Feier des Offiziums nicht mangelte, las man in der Matutin im Laufe des Jahres sämtliche Bücher des Alten Testaments. Innerhalb von zwei Wochen gegen Ende des Sommers wurde dabei auch das Buch Ijob vollständig gelesen. Das Brevier Pius' V. hatte für die beiden ersten Septemberwochen eine umfangreiche Lesung aus dem Buch Ijob beibehalten. Sie umfaßte die Kapitel 1–9, danach Auszüge aus den Kapiteln 27–42. Diese Anthologie bewahrte den gesamten Ablauf der Geschichte des Ijob, von den Unglücksfällen des Anfangs bis zur Wiederherstellung am Ende. Sie bevorzugte besonders die Partien, in denen Ijob Gottes Transzendenz anerkennt, und räumte ferner den Reden Gottes einen beträchtlichen Platz ein. Dafür ließ sie Ijobs Aufbegehren kaum zu Worte kommen. Überraschenderweise tauchte der Text 19, 25–27 über die Auferweckung darin nicht auf, als habe man ihn für das Totenoffizium aufbewahren wollen.

In dieser herbstlichen Meditation war Ijob weniger mit dem Rätsel des Todes als mit dem Problem des Leides konfrontiert; er beklagte sich weniger über Gott als vielmehr über seine Freunde. Doch die Liturgie verwandelte die Thematik der Lesung ein wenig durch die Responsorien und Antiphonen des Magnificat, die Geduld und Unterwerfung des heiligen Menschen Ijob priesen und gleich einem Refrain den Vers 1,22 wiederholten: «Bei all dem sündigte Ijob nicht mit den Lippen und legte Gott nichts Törichtes zur Last.» Diese Darstellung in der Liturgie wechselte den aufbegehrenden Ijob aus zugunsten des gottergebenen als Modell der christlichen Ergebung. Die Predigt konnte nur zu leicht ein derart erbauliches Beispiel der Ergebung in Gottes Willen auswerten, wie sie sich namentlich in Unglück und Trauer zeigt: «Gott hat gegeben, Gott hat genommen: Gottes Name sei gelobt.» Man vertrat die Auffassung, dieser Vers (1,21) fasse Ijobs gesamte Reaktion auf das Unheil zusammen und dispensierte oder riet geradezu ab davon, auf den Rest der Rede zu hören. Durch Vermittlung des Klerus bekamen die Gläubigen nichts anderes zu hören als diese Aufforderung zur Resignation, zur Ergebung.

Wird die nachkonziliäre Liturgie mit der Zeit gestatten, ein vollständigeres und ausgewogeneres Bild der Persönlichkeit Ijobs wiederzugewinnen? Im heutigen Brevier wird der größte Teil des Buches gelesen in fortlaufendem Zusammen-

hang jedes Jahr zwei Wochen lang oder alle zwei Jahre drei Wochen lang⁴. Die wichtigsten Einschnitte betreffen die Kapitel 15–17, 25 bis 27 (zweiter und dritter Redenzyklus) und 33–37 (Rede des Elihu). Diese zwei oder drei Wochen geben Ijob, aber auch seinen Freunden und ganz gewiß Gott die nötige Zeit, sich Gehör zu verschaffen. Diejenigen, die das Offizium feiern, bleiben nicht unbeeindruckt von den 15 Tagen, an denen sie Ijob ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Im Missale dagegen ist der Platz, den man Ijob eingeräumt hat, absolut ungenügend. In den Sonntagsmessen, in denen über drei Jahre hin das Alte Testament gelesen wird, erscheint Ijob nur zweimal im Lesejahr B: am fünften der gewöhnlichen Sonntage wird Ijob 7, 1–7 gelesen, eine Meditation über die Gebrechlichkeit des Menschen, bedingt durch ein Evangelium, das von einer Heilung berichtet; und am 12. Sonntag, Ijob 38, 8–11, werden vier Verse über die Schöpfung des Meeres gelesen, in Zusammenhang mit dem Evangeliumsbericht vom Sturm auf dem See. Im Verlauf von drei Jahren hören die Christen, die zur Sonntagsmesse kommen, nur zwei Stellen aus dem Buch Ijob, von denen eine vom Meer handelt: eine wahrhaft lächerliche Behandlung dieses Buches, die die Grenzen eines Lektionars erkennen läßt, in dem das Alte Testament nicht um seiner selbst willen gelesen wird, sondern nur aufgrund seiner nicht selten auf recht künstliche Weise hergestellten Beziehung zu einem Tagesevangelium. Von der Liturgie jenes Rechtes auf sein Wort beraubt, das nicht einmal Satan ihm genommen hatte, besteht für Ijob durchaus ein Grund, sich zu beklagen!

So ist es nur ein geringer Trost, wenn wir feststellen, daß das Lektionar der Ferialtage Ijob jedes zweite Jahr eine Woche lang das Wort erteilt (die 26. Woche aller Jahre mit gerader Jahreszahl), indem es Abschnitte aus den Kapiteln 1, 3, 9, 19, 38, 42 zur Lesung vorsieht. Diese sorgfältig zusammengestellte Auswahl genügt, um das Wesentliche des Buches Ijob vorzustellen, doch erreicht sie nur die Christen, die täglich zur Messe gehen, das heißt eine winzige Minderheit. Welche Rückschlüsse ergeben sich am Ende dieser Untersuchung? Seit dem 11. Jahrhundert zumindest hat die Kirche unaufhörlich in ihrer Liturgie auf das Buch Ijob zurückgegriffen. Durch den Platz, den sie ihm eingeräumt, durch die Darstellung, die sie von diesem Buch gegeben hat, hat sie den Gläubigen zweifellos eine gewisse

Interpretation vorgelegt, wie sie es im übrigen für alle Bücher der Bibel, einschließlich der Evangelien, tut. Mehr als 10 Jahrhunderte hindurch hat die Kirche Ijob seine Stimme allen Verstorbenen des Abendlandes geben lassen: den Ausdruck seiner menschlichen Angst und seiner Hoffnung als Gläubiger. Der Ijob der Totenliturgie bietet kein Beispiel von Resignation; und der berühmte Vers «Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt» kommt in dieser Liturgie nicht vor. Er erscheint vielmehr als ein gespaltener Mensch, geteilt zwischen einem Gefühl des Aufbegehrens und – wie in einer blitzartigen Erleuchtung – einer Gewißheit der künftigen Auferweckung.

Das ungenaue, erbauliche Bild des Ijob, der sich beinahe schweigend dem göttlichen Willen unterwirft, ist nur in einem anderen Bereich der Liturgie als eine Abschwächung und Entstellung der vollen Botschaft Ijobs aufgetaucht.

Die nachkonziliare Liturgie hat die Ijob zugewiesene Rolle deutlich abgewandelt, indem sie ihm nahezu vollständig das Wort entzogen hat in der Totenliturgie, indem sie seine Redezeit beibehalten oder sogar verlängert hat, wo er sich an ein stark ausgewähltes Auditorium wendet, und indem sie ihm schließlich praktisch jede Gelegenheit verweigert, sich bei denjenigen zu Gehör zu bringen, die nur zur Sonntagsmesse in die Kirche kommen.

Letzten Endes stellt die römische Liturgie nicht ein einziges, einheitliches Bild des Ijob dar, sondern eine Mehrzahl verschiedener Bilder, die einer Mehrzahl unterschiedlicher menschlicher Verhaltensweisen entspricht, oder besser gesagt: einer Komplexität des Fragens und der Reaktion des gläubigen Menschen angesichts des Mysteriums des Leides, das seinen Höhepunkt im Mysterium des Todes erreicht.

¹ Das älteste römische Begräbnis-Ritual, das aus dem 7. Jahrhundert stammt, erwähnt tatsächlich ein Offizium, das in der Kirche gefeiert wird und in dessen Verlauf es heißt: «Psallant psalmos vel responsoria vel lectiones de Job (Man singt im Psalmon Psalmen oder Responsorien oder Lesungen aus dem Buch Ijob)» (Ordo XLIX, 7; hg. von M. Andrieu, *Les Ordines Romani*, IV, 530).

² Bei allen Zitaten legen wir natürlich den Vulgatatext zugrunde, der von der Liturgie gebraucht wird.

³ Vgl. z.B. J. Lévêque, *Job et son Dieu* (Paris 1970), 467–489.

⁴ Tatsächlich gibt es einen doppelten Zyklus von Bibelle-sungen: Der erste, der sich über ein Jahr erstreckt, bringt

Lesungen aus Ijob während der achten und neunten Woche im Jahreskreis; der zweite, der sich über zwei Jahre erstreckt, widmet Ijob die 15., 16. und 17. Woche des Jahreskreises.

Aus dem Französischen übersetzt von Karlherman Bergner

PHILIPPE ROUILLARD

1926 in Paris geboren. Mitglied des Benediktinerordens. Studierte an der Päpstlichen Ordenshochschule Sant'Ansel-

mo in Rom. Nach seiner Promotion zum Doktor der Theologie lehrte er Liturgiewissenschaft an der Theologischen Fakultät Lille (Frankreich) und war vier Jahre lang verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift «La Maison-Dieu». Seit 1972 lehrt er Sakramententheologie und Liturgiewissenschaft an der Ordenshochschule Sant'Anselmo. Mitarbeit an zahlreichen Zeitschriften und Enzyklopädien. Veröffentlichungen zum Thema Totenliturgie: *Les liturgies de la mort: Notitiae* 1976; *Die Liturgie des Todes als Übergangsritus: CONCI-LIUM* 14 (1978/2) 111–116. Anschrift: Collegio Sant'Anselmo, Piazza Cavalieri di Malta 5, I-00153 Roma, Italien.